

Was bringt das Infomeer



Will Mali als eines der ärmsten Länder der Welt mit den Industrieländern in der Informationstechnologie mithalten, muss es viel aufholen. Aber braucht es das überhaupt - und wozu? Ein Blick und Lagebericht über den digitalen Graben. Von Claudio Zemp*.

Das «Hôpital du Luxembourg» liegt im Quartier Hamdallaye im Osten der Hauptstadt Bamako. Man erreicht es über die üblichen holprigen und staubigen Quartierwege. Die Taxifahrt ist noch etwas ruppiger als sonst, weil soeben die ganze Unterseite des Armaturenbretts des 30jährigen Renault 12 heruntergefallen ist und das Gas seitdem nur noch sporadisch reagiert. Der Chauffeur nimmt es gelassen und umkurvt geschickt Gruppen von Schulkindern und freilaufenden Schafen sowie die zahlreichen Löcher und Abfallhaufen im Weg.

Durch das Eisentor, am dösenden Torwarter vorbei, gelangt man in den Hof und befindet sich bereits halb im Spital. Keine Türen, kein Spital-

geruch. Gleich um die Ecke der grün gestrichenen Wand trennt einen nur ein Vorhang vom Operationssaal. Auf einer Bank davor warten besorgt drei Frauen und ein Mann in farbigen, langen Kleidern. Gegenüber betet ein Mann mit Turban auf seinem Teppich. Im Gang steht verlassen ein alter Rollstuhl.

Virtuelle Lektionen

Nichts deutet darauf hin, dass sich hier das technische Herz des Telemedizinprojekts «kenya blown» befindet. Und doch: In einem gekühlten Kämmerchen hinter weissen Vorhängen blinken die Lämpchen der High Tech-Computer-Server. Da-

den Maliern?

neben leuchten die Augen des jungen Arztes Cheick Oumar Bagayoko, der seine Geräte vorstellt: eine Digitalkamera, eine Dokumentenkamera und ein Computer mit schwarzem Flachbildschirm, auf dem die Homepage www.keneya.org.ml flimmert. Die Internetseite ist ein virtueller Vorlesungssaal, der auch Fernkonsultationen ermöglicht. So konnte sich die kleine Fanta aus Bamako ihren Wasserkopf von einem Neurochirurgen aus Genf untersuchen lassen. Einmal pro Monat findet ein Fernkurs für Medizinstudenten statt.

Abwechslungsweise dozieren Experten aus Mali und Genf. Der digitale Austausch kommt auch den Schweizer Studenten zu Gute: Via Internet bekommen sie Krankheitsbilder zu Gesicht, die bei ihnen längst verschwunden sind.

«Die Telemedizin ist die Medizin der Armen», schwärmt der stellvertretende Exekutivkoordinator Cheik Oumar Bagayoko und spricht vom Ziel, das immense Wissen dieses Gesundheitslexikons für alle Spitäler, Krankenzentren und Apotheken Malis zu öffnen. Es bräuchte dazu nur eine Internetverbindung. «Und die Gesundheitskosten würden sinken», fügt Bagayoko an, der wie alle Mitarbeiter des Projekts unbezahlt arbeitet.

Mangel und Überfluss

«Telemedizin?». Der sarkastische Unterton in der Stimme von Aminata Traoré ist unüberhörbar. Die ehemalige Kulturministerin Malis empfängt mich in ihrem Gäste- und Kunsthaus Djenné in Bamako. «Wie viele Medizinstudenten haben weder Stipendien, noch Bücher, noch Arbeitsmittel? Wie viele Kranke haben Zugang zu einer simplen medizinischen Versorgung und den nötigsten Medikamenten?»

Die Informationstechnologie ist eines der Lieblingsthemen der energischen Globalisierungskritikerin: Internet für alle? «Die Malier haben mit weitaus dringenderen Problemen zu kämpfen», findet Aminata Traoré. Sie ziehe dem Internet einfache Lösungen vor, mit denen auch die nicht alphabetisierte Mehrheit der Bevölkerung umgehen könne. Zwar schätzt auch die vielreisende und



Toni Linde / DEZA Bern

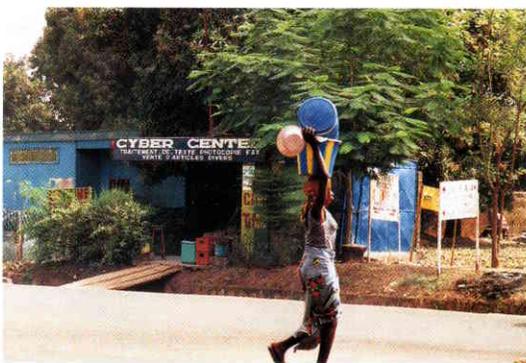
oft befragte Autorin die Möglichkeiten von E-Mail und mobilem Telefon. Doch Traoré wehrt sich gegen die grossen Versprechen, mit welchen diese Instrumente als Zauberwasser gegen die Armut angepriesen werden. Und während die Gewinne aus den verkauften Geräten und Dienstleistungen in den Norden fliessen würden, hätte Mali nur zu verlieren - auch einen Teil der Identität und Unabhängigkeit, ist sie überzeugt.

Dem UNO-Weltgipfel über die Informationsgesellschaft vom Dezember 2003 in Genf blickt Aminata Traoré mit grosser Skepsis entgegen: «Angesichts von Aids, Analphabetismus und Hunger in unseren Ländern, kann man sich fragen, ob dieser Gipfel wirklich eine Priorität darstellt.» Zeichen des Fortschritts wie Auto, Radio und Strom hätten schliesslich auch ohne Gipfel ihren Weg gemacht. Doch nun werde künstlich eine Nachfrage nach Computern geschaffen.

Steinige Wege

Benjamin Poudiougou kümmert es wenig, woher sein Bedürfnis kommt: Er wünscht sich sehnlichst ein Handy. Der Rechtsstudent verdient sich sein Leben als Touristenführer in seinem Heimatdorf Sangha im Dogonland. Dort steht auf dem Dorfplatz eine Antenne mit Telefonhütte. Es ist das einzige Telefon für 52 Dörfer und über 20 000 Einwohner. Die grosse Mehrheit der Dogons kann damit gut leben. Mit oder ohne Telefon muss ihr Abschnitt des Zwiebfeldes täglich vom Brunnen her von Hand bewässert werden. Und die Frauen sind es gewohnt, mit einem Topf voll Hirsebier auf dem Kopf drei Stunden lang über steile Felswege zum Markt zu marschieren.

Für Benjamin Poudiougou und seine Kollegen liegt



Jérôme Bühner



Ricourt Jones / Panoramic Pictures

Nord-Süd-Gefälle

Der Zugang zu Informations- und Kommunikationstechnologien ist zwischen Industrie- und Entwicklungsländern sehr ungleich verteilt. Ein Graben, der durch das Internet noch verschärft wurde. Im Jahr 2001 nutzten weltweit 513 Millionen Menschen das Internet (8,3% der Weltbevölkerung). Zwei Drittel davon lebten in Nordamerika und Westeuropa, ein Viertel in Australien, Ost- und Südostasien. Weit abgeschlagen folgten Lateinamerika (5,2%) und Afrika (1%). In Nordamerika nutzten 59,1% der Bevölkerung das Internet, in Westeuropa 30,5%, in Osteuropa 4,7% und in Afrika 0,6%.

Websites

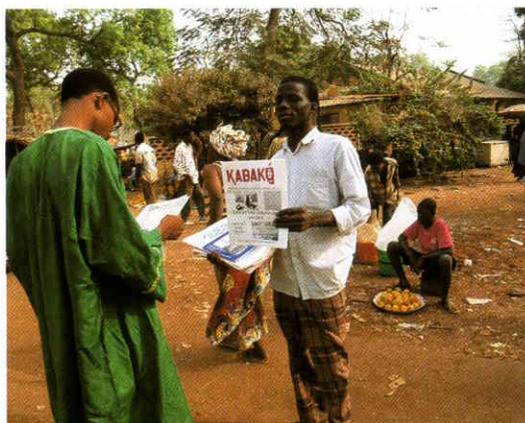
www.keneya.org.ml
Alles über das Telemedizinprojekt Keneya in Mali

www.geneva2003.org
Das aktuellste über den Uno-Weltgipfel im Dezember 2003

die Sache etwas anders. Während der Öffnungszeiten der Kabine (nachts, mittags und an Wochenenden ist der Kabinenwart nicht da), stehen die Führer Schlange, um mit Kunden, Reisebüros und Hotels Kontakte zu knüpfen. Selber sind die Bewohner von Sangha telefonisch schlecht erreichbar. Einmal durchkommen reicht nicht. Die gewünschte Person sollte auch noch in Reichweite sein - und die Leitung dann immer noch frei.

E-mailen und Hirse stampfen

Ein Handy würde Benjamin Poudiougou das Leben also erleichtern, ganz abgesehen davon, dass er sich keines leisten kann. Ausserdem sind seit langem alle Handynummern Malis vergeben. Viele warten in Bamako seit Monaten auf den zweiten Anbieter, dessen Markttankunft sich immer wieder verzögert. Die Tochterfirma von France Télécom hat gemäss Gerüchten Schwierigkeiten mit dem Aufbau ihres Netzes. Mit der teuer erstandenen Konzession ist die Auflage verbunden, innert einem Jahr die fünf grössten Agglomerationen Malis abzudecken.



Betty Press / Panoramic Pictures

Auch Timbuktu, die einst für Europäer unerreichbare Wüstenstadt im Norden Malis, ist seit 2001 mit dem weltweiten Netz verknüpft. Das Télécentre Communautaire Polyvalent (TCP) befindet sich an der einzigen geteerten Strasse der Stadt. Obwohl diese zum Flughafen und zum Hafen führt, verkehren hier mehr Kamele und schwer beladene Esel als Autos. Gleich vis-à-vis des Einganges stampft eine Frau in ihrem Mörser Hirse - zwischen den nackten Mauern eines nie zu Ende gebauten Hauses.

Für die Touristen in Timbuktu ist das TCP einfach ein Internet-Café, wie es sie in Bamako mittlerweile zu Dutzenden gibt. Allenfalls auch eine Oase der Erholung vor bettelnden Kindern, aufdringlichen Schmuckverkäufern und der Wüstenhitze. Im TCP werden aber auch Informatikkurse für Einheimische angeboten, und alle 14 Tage wird hier ein kleines, farbiges Info-Magazin produziert. Weil sonst kaum Zeitungen bis nach Timbuktu gelangen.

Die jungen Malier, die es sich leisten können, nutzen das Internet nicht nur fürs Geschäftliche. Beliebt sind auch Flirtseiten wie www.amour.fr. Ein teurer Spass: Eine Stunde baden im Infomeer kostet 1000 Francs CFA (etwa SFr 2.50). Mit diesem Geld lebt die Mehrheit der Malier ein paar Tage lang. Und gleich viel kostet ein Arztbesuch im lokalen Gesundheitszentrum. ■

*Claudio Zemp ist Journalist und arbeitete zwei Monate in Mali bei der Zeitung «l'Essor».